Gerhard Katschnig

Ein kulturgeschichtlicher Blick auf die Anfänge der deutschen (Wissenschafts-)Sprache an den frühen Universitäten im Habsburgerreich

1 Allgemeine Überlegungen

Wer einen Universitätswechsel von Oxford nach Paris oder von Wien nach Bologna anstrebte, konnte in sprachlicher Hinsicht darauf vertrauen, von den Doktoren, Magistern, Scholaren sowie von den Angehörigen des Welt- und Ordensklerus hier wie dort in Latein verstanden zu werden. Wenngleich diese Sprache nicht in allen Situationen gesprochen worden sein wird, hatten die Universitäten des Spätmittelalters wie der frühen Neuzeit – bei aller Unterschiedlichkeit in Organisation und Verwaltung – in sprachlicher Hinsicht das Gelehrtenlatein gemeinsam. Ebenso wurden die für das universitäre Niveau maßgeblichen Texte gewissermaßen seit dem Anbeginn einer *universitas magistrorum et scholarium* in lateinischer oder griechischer Sprache verfasst, übertragen und gelehrt. Wie die Kirche in ihrer Glaubenspraxis benutzte die Universität in Lehre und Wissenschaft die lateinische Sprache als Kennzeichen des konzentrierten Gelehrtentums. Wer in dieser Hinsicht und unter diesen Voraussetzungen Latein las und sprach, „gehörte einem besonderen sozialen Raum mit deutlich elitärem Charakter an und bekräftigte diese Zugehörigkeit bei jeder Lektüre oder Produktion lateinischer Texte“ (Klein 2011: 37).

Ein Übergang zum Deutschen in Lehre oder loser Kommunikation bedurfte somit besonderer Umstände und Voraussetzungen: Wenngleich Bindeglieder zwischen lateinisch-klerikalem Gelehrtentum und volkssprachlicher Schriftkultur seit der karolingischen Bildungsreform vorhanden waren, kam eine eigenständige volkssprachige Schrift- und Buchproduktion erst im Hochmittelalter auf. Ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgte zudem ein Anstieg lokaler Schriftlichkeit als Bestandteil der Landesorganisation und des städtischen Lebens (vgl. Wolf 2008: 28–35). Im Zusammenhang mit den italienischen Bildungsbestrebungen des Humanismus, den Gelehrte wie Konrad Celtis oder

Gerhard Katschnig, Institut für Kulturanalyse, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt,
E-Mail: gerhard.katschnig@aau.at

Rudolf Agricola nördlich der Alpen verbreiteten, kam es zu ersten Sprachstandardisierungen, die sich in zahlreichen Bibelübersetzungen ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sowie in deutschen Wörterbüchern aller Art zeigten (vgl. Gierl 2012: Sp. 87). Im Zuge der Erfindung der Druckerpresse, die neue Möglichkeiten der überpersonalen Kommunikation schuf, repräsentierten Kalender sowie Volksbücher Kleindrucke außerhalb des lateinisch-kirchlichen Einflussbereichs, die zur Rückbesinnung auf die Volkssprache motivierten. Im Zusammenhang mit der Reformation – sie ist neben Humanismus und Renaissance der dritte große Kulturfaktor im Übergang vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit – erstarkte ein religiöser Individualismus, der zweierlei bewirkte: abseits aller Unterschiedlichkeit der einzelnen Bewegungen eine gemeinsame Absage an das Papsttum sowie eine Steigerung des Akts der Selbstreflexion zu jener individuell religiösen Devotion, die es ermöglichen sollte, ohne priesterliche Vermittlung in ein unmittelbares Verhältnis zu Gott zu treten und die Heiligen Schriften gemäß reformatorischem Schriftprinzip selbst zu lesen (vgl. Katschnig 2016: 58 f.).

Unter diesen Voraussetzungen lassen sich Beispiele anführen, in denen Gelehrte von Tileman Heverlingh in Rostock (1501) bis Paracelsus in Basel (1527/28) aktenvermerkt von der Norm abkehrten, in lateinischer Sprache zu lehren, während sie weiterhin auf Latein schrieben (vgl. Hodermann 1891: 7–9; Weimar 1989: 14–19). Abseits dieser prominenten, aber vereinzelt Beispiele, die nicht darüber hinwegtäuschen konnten, dass das Deutsche bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts eine untergeordnete Position einnahm, überwogen im schriftlichen Bereich zunächst praktische sowie didaktische Arbeits- und Reflexionszusammenhänge, die auf einen Aufschwung hinweisen. Abweichungen von der lateinischen Norm geschahen somit in jenen Wissenschaften, die einen Praxisbezug ihrer Gegenstände und einen aus der Universität hinausweisenden Öffentlichkeitsbezug hatten: Viehzucht und Ackerbau, Handel, Militärwesen oder der weite Bereich der Medizin (vgl. Klein 2011: 39 f.). Die Verwendung der deutschen Sprache war – neben einprägsamen Titelholzschnitten – das sicherste Anzeichen dafür, über die kleine Gelehrtenwelt hinaus wahrgenommen zu werden. Philosophie, Mathematik oder Physik gaben ihren verschriftlichten Wirkbereich in Latein erst im Laufe des 18. Jahrhunderts auf, als die deutsche Sprache auf dem Büchermarkt sowie in den Hörsälen längst ihren Führungsanspruch zur Ausweitung der Wissenschaft erhoben hatte (vgl. Paulsen 1919: 625; Pörksen 1986: 49).

Mit Blick auf den kulturgeschichtlichen Hintergrund vor allem des 14.–16. Jahrhunderts folgt eine Skizzierung der Verwendung der deutschen (Wissenschafts-)Sprache an den habsburgischen Universitäten in Wien, Freiburg im Breisgau und Graz. Der Überblick über die jeweiligen Anfänge des Wissen-

schaftsbetriebs wird wesentliche Motive für den Wechsel von Latein zu Deutsch zum Vorschein bringen und die oben angeführten Voraussetzungen für das Aufkommen einer sprachlichen Veränderung reflektieren.

2 Die frühen Universitäten im Habsburgerreich

2.1 Universität Wien

Wer in Wien die *septem artes liberales* lernen wollte, konnte die personell gut ausgestatteten Lateinschulen wie das *Collegium civium* von St. Stephan besuchen. Die ersten Geschichtsschreiber der Wiener Universität im 16. Jahrhundert, Wolfgang Lazius und Georg Eider, haben die Gründung einer Wiener Hochschule in das Jahr 1237 verlegt – in jenes Jahr, in welchem das wohl im 12. Jahrhundert als Pfarrschule entstandene Collegium von St. Stephan zum ersten Mal urkundlich erwähnt wurde. Die Grundausbildung der freien Künste an einer Universität zu erfahren bzw. darüber hinaus Theologie, die Rechte oder Medizin zu studieren, konnte man in Wien erst 1365, als Albert von Rikensdorf (Riggmersdorff) aus Helmstädt, genannt Albert von Sachsen, auf Betreiben von Herzog Rudolf IV. von Österreich zu Papst Urban V. geschickt wurde, um einen Privilegienbrief zur Gründung einer Universität einzuholen.

Ähnlich wie dies 17 Jahre zuvor sein Schwiegervater Kaiser Karl IV. in Prag getan hatte, wollte Rudolf als erster Fürst ohne Besitz einer Königskrone eine Hochschule in Wien errichten (vgl. Uiblein 1999: 75). Er wird wie Karl erkannt haben, dass eine Universität für die Belange „der jeweiligen Landesherrschaft wertvolle Dienste leisten konnte“ (Wolf 2015: 115). Dem Bittschreiben folgten zunächst weitere schriftliche Präzisierungen: Während der Papst in Avignon aufgrund seiner Kreuzzugspläne auf finanzielle Zuströme von seinen Glaubensuntertanen angewiesen war, pflegte Rudolf seine eigenen kriegerischen Ambitionen durch die Besteuerung des Klerus zu unterstützen. Nachdem man sich in den wesentlichen Angelegenheiten geeinigt hatte, wurde der Stiftsbrief am 12. März 1365 ausgestellt – gemäß Rudolfs gelebter Kanzleipraxis in deutscher wie in lateinischer Sprache und somit für die Wiener Bürgerschaft gleichermaßen wie für den Papst. Die Unterzeichnung der Papstbulle erfolgte drei Monate später (vgl. Rexroth 1992: 114–129). Damit erlaubte der Papst die Einrichtung eines Generalstudiums ohne theologische Fakultät. Als Basis diente der Universität die lange Tradition des *collegium civium*. Die enge Anbindung an die Lateinschule ermöglichte es der Universität, nach dem frühen Tod Rudolfs ohne verbindliche Dotation den Lehrbetrieb sicherzustellen.

Von 1380 an gab es mehrere katholische Kirchenoberhäupter zur gleichen Zeit: zunächst Urban VI. in Rom und Clemens VII. in Avignon. Im deutschen Sprachraum fanden infolge dieses Papstschemas zahlreiche Universitätsgründungen statt (Heidelberg 1385, Köln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1402, Leipzig 1409), deren Stiftung unterschiedliche Gründe haben konnte. Neben den verschiedenen dafür Verantwortlichen – Hochadel des Territorialstaates, städtische Bürgerschaft, landesherrliche Stiftungsbeauftragte, der lokale Klerus – dürften sich die rivalisierenden Päpste der Notwendigkeit intellektueller Unterstützung durch die Universitäten bewusst gewesen sein und förderten deren Ausbreitung in ihrem Einflussbereich (vgl. Nardi 1993: 104). Die deutschen Magister der Pariser Universität, die sich unter französischem Druck Clemens zugewandt hatten, mussten die Universität verlassen, um nicht die Pfründen in ihrer Heimat (zu Urban gehörend) zu gefährden. Manche von ihnen fanden den Weg nach Wien und verstärkten das Lehrpersonal an der Artistenfakultät.

Mit dem Auftreten der großen Pest von 1347/48 und den heute kaum mehr nachvollziehbaren Folgen kam vermehrt praktische Gebrauchsliteratur in deutscher Sprache in Form von medizinischen Handreichungen (Pestbüchlein, Kräuterbücher, ...) auf. Als Fachschrifttum, das aus dem Lateinischen in die Volkssprache übersetzt wurde, diente es einem konkreten Zweck: Wund- und Laienärzte, Bader oder auch Geistliche konnten damit Einzelrezepte verbreiten, vorgeschlagene Behandlungen vornehmen oder Schutzmaßnahmen durchführen. Uwe Pörksen und später Klaus Wolf wiesen darauf hin, dass die Mängel des Gesundheitswesens im ländlichen Raum durch den Gebrauch der Landessprache zur Formulierung medizinischen Lehrgutes damit kompensiert werden konnten (vgl. Pörksen 1986: 66; Wolf 2015: 116 f.). So erfolgte der vergleichsweise frühe Einbruch der Landes- oder Volkssprache in das lateinische Bildungsmonopol aus Not und akuter Notwendigkeit: Die Pestepidemien zogen eine Fülle von deutschsprachigen Pestschriften nach sich (vgl. Wolf 2006: 64). Die handschriftlichen Kompendien, die gerade in solchen medizinischen Fällen weniger theoretischer bzw. abstrakter Natur sein durften, sondern als konkrete Hilfestellungen dienen mussten, ermöglichten durch das Heraustreten aus der lateinischen/griechischen Überlieferung ein Gewahren von Wissen, das gebraucht wurde und das zwischen den Universitäten fluktuerte. Wiener Mediziner – wie zum Beispiel Galeazzo Santa Sofia aus Padua, der von 1394 bis 1405 in Wien wirkte – hielten Vorlesungen über Arzneimittel, führten Sektionen an menschlichen Leichen durch und verfassten vor allem Pesttraktate sowie Traktate über destillierte Pflanzenwässer. Jakob Engelin von Ulm, aus Paris nach Wien gekommen und Leibarzt Herzog Leopolds IV., verfasste um 1400 ein Pesttraktat zur Selbstmedikation mit dem Incipit *Also das ein mensch zeichen gewun*, womit auch der Laienarzt an universitärer Wissenschaft partizipieren konnte (vgl. Wolf 2006: 288). Die herzoglich-universitäre Gesundheitspolitik

wollte ihren Wirkungsbereich somit auf das Land verbreitern, wo der Wund- und Laienarzt die Anleitungen und Weisungen entsprechend aufnehmen konnte.

Krankheiten, so scheint es, spornten zur sprachlichen Mobilmachung an. Mathematik und Astronomie sind bis zum Auftreten Galileo Galileis lateinisch dominiert geblieben. Nur vereinzelt gab es im Spätmittelalter Anleitungen zur Rechenkunst in deutscher Sprache. Dagegen standen medizinische Lehrbelfe – nun im Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert – im Zeichen früher deutschsprachiger Syphilitrakte, die notgedrungen mit dem Auftauchen dieser nach der Pest ebenso gefürchteten Seuche einhergingen (vgl. Grössing 1985: 41). Sie wurden häufig in lateinischer wie deutscher Sprache gedruckt und mit einprägsamen Titelholzschnitten versehen, um den Rezipientenkreis zu erweitern. Eine der ersten zweisprachigen Abhandlungen über die sogenannte Franzosenkrankheit verfasste 1496 der spätere Sekretär Kaiser Maximilians I. Joseph Grünpeck: *Ein hübscher Tractat von dem vrsprung des Bösen Franzos*. Im Mittelpunkt dieses Traktats (vgl. Walter 2003: 175 f.; Slattery 2005: 31), das der humanistische Gelehrte auf der Flucht vor der Krankheit in Augsburg verfasste, stand jedoch nicht der medizinische Fall an sich, sondern eine christlich-astrologische Deutung zwischen göttlichem Ratschluss, planetarer Konstellation und menschlichem Sündenbewusstsein. Inhaltlich nachgeordnet fügte er – wie andere vor und nach ihm – auf wenigen Zeilen Überlegungen und Maßnahmen zur Überwindung der Syphilis an, die sich an den Pestschriften aus dem 14./15. Jahrhundert orientierten.

Konrad Celtis, der Kontakt zu Grünpeck hatte und wie er der Syphilis erlag, hat ebenfalls über sie geschrieben. Er war 1492 zum ersten Mal als Vortragender nach Wien gekommen. In dieser Zeit war er Lehrender an der Universität in Ingolstadt und führte die Verbreitung der humanistischen Anfänge seines Lehrers Rudolf Agricola fort. Zu Agricolas Zeit waren österreichische Frühhumanisten weniger an der Universität, eher am Wiener Neustädter Hof Kaiser Friedrichs III. zu finden, wo sie sich zeitweise um das Vorbild Aeneas Silvio Piccolomini scharten, ehe dieser beschloss, Papst zu werden und gegen die Gefahren türkischer Expansionsbestrebungen zu polemisieren. Universitäre Ausnahmen waren Johannes Müller (Regiomontanus) oder sein Lehrer Georg Aunpekh von Peuerbach, die an der Wiener Artistenfakultät über die latinisierte Kultur- und Geisteswelt des Altertums neu informierten. Speziell Peuerbach steht in Wien am Beginn einer Entwicklung, die auf die Realisierung einer humanistisch-naturwissenschaftlich geprägten Hochschule hinzielte. 1497 berief Kaiser Maximilian Celtis als Professor für Poetik und Rhetorik nach Wien. Mit seiner Ankunft waren somit die Weichen gestellt, die zur Gründung jenes *Collegium* führten, das man als die erste humanistische Hochschule im deutschsprachigen Raum bezeichnen kann (vgl. Grössing 1985: 38).

Während die nordalpine frühhumanistische Gemeinde versuchte, durch die Rezeption der italienischen literarischen Kultur die selbst beschworene kulturelle Rückständigkeit des eigenen Landes zu kompensieren, forderten Agricola und später Celtis „statt Rezeption und Anlehnung an Italien Emanzipation und Unabhängigkeit von ihm sowie schließlich auch den Versuch, das Vorbild zu übertreffen“ (Müller 2001: 219). Unmittelbarer Ausdruck des kulturellen Selbstbewusstseins war die ‚fünfte Fakultät‘ der Universität – das nach Vorbild der römischen Platonischen Akademie eingerichtete *Collegium poetarum et mathematicorum* –, die mit der Urkunde von Kaiser Maximilian am 31. Oktober 1501 konstituiert wurde (vgl. Grössing 1985: 43). Das Collegium nahm eine Sonderstellung außerhalb der Fakultätsordnung ein, „welche gewährleistete, dass Bildungs- und Lehrziele nicht an die Fakultätsstatuten gebunden waren“ (Plieger 2012: 186). Die auf Poesie (Beredsamkeit) und Mathematik (Naturphilosophie) grundgelegten *studia humanitatis* verwarfen scholastische Bildungsformen, um die Pflege antiker Texte durch die Einbeziehung von Natur- und Geisteswissenschaften zu aktualisieren. Nach der Vorstellung von Celtis forcierten die Errungenschaften und Folgen des Buchdrucks eine *translatio artium* – eine nach dem Vorbild der *translatio imperii* Übertragung der *studia humanitatis* auf den deutschsprachigen Raum (vgl. Huber-Rebenich 2006: 58 f.). Wenngleich die antik-literarischen Bezugspunkte und Materialien während des 15./16. Jahrhunderts zum Großteil die gleichen blieben, begann sich das neue Bildungsideal durchzusetzen. Um 1504 hielt Celtis eine Vorlesung im Sinne der humanistischen Naturwissenschaft über die acht Bücher der Geografie des Claudius Ptolemäus. Zur Ankündigung der Kosmographie an dem Collegium heißt es an einer Stelle (Celtis 1881: 102):

Cynthius octavam cras postquam ostenderit
umbram,
Et croceo rutilum sparserit orbe iubar,

Cosmographia mea tunc incipietur in aede,

Quam magnus scribit Claudius octo libris.

Hanc ego per triplicem Celtis reserabo
loquellam,
Romanam, Graiam Teutonicamque simul, [...].

Morgen, wenn die Sonne die achte Stunde
anzeigt
und der rötliche Schein leuchtet im
gelblichen All,
wird in meiner Behausung beginnen
die Cosmographia,
die uns Claudius schrieb in den acht
Büchern des Werks.
In drei Sprachen werd' ich, Celtis, dies
erläutern,
in Griechisch, Latein, und in der deutschen
zugleich.

Celtis, von David Friedrich Strauß als deutscher Erzhumanist, von Friedrich von Bezold als der konsequente Apostel des neuen Evangeliums charakterisiert, versuchte, „die Universalität der italienischen Bildung in deutscher Auf-

fassung wiederzugeben“ (Bezold 1883/1959: 4). Bezeichnend ist hier der Verweis auf die deutsche Sprache, die zugleich neben den gängigen europäischen Bildungssprachen der jungen Hörschaft vermittelt werden sollte – vielleicht zum Verständnis einer für die junge Hörschaft schwierigen Materie, vielleicht aufgrund seiner eigenen mangelnden Altgriechischkenntnisse (vgl. Grössing 2010: 226). Die von ihm initiierte Gründung des Wiener Collegiums hatte maßgeblichen Einfluss auf die Verbreitung des humanistischen Bildungsideals für die kommende Zeit.

2.2 Universität Freiburg

Die Initiative zur Stiftung einer Universität in Freiburg im Breisgau ging von dem österreichischen Erzherzog Albrecht VI. aus (vgl. im Folgenden Schiewe 1996: 132–140). Nachdem dieser im März 1452 anlässlich der Kaiserkrönung seines Bruders, Friedrichs III., Rom besucht hatte, wandte er sich 1455 in einem formellen Bittgesuch an Papst Kalixt III., von dem wir verlässlich sagen können, dass er seit dem Ende des Schismas 1449 nunmehr der einzige oberste Vertreter seiner Glaubensrichtung war. Albrecht erbat, in Freiburg ein *studium generale* nach Wiener Vorbild einrichten zu dürfen – für die wirtschaftliche Dotierung würde er sorgen. Am 3. September 1456 wurde in einer entsprechenden lateinischen Urkunde des Konstanzer Diözesanbischofs als Vertreter des Papstes der Universitätsgründung zugestimmt. Ausdrücklich wurden „die Theologie, das Kirchen- und das bürgerliche Recht, die Medizin sowie die Sieben Freien Künste als Fakultäten dieser Universität erwähnt [...]“ (Schiewe 1996: 135). Nachdem kirchlicherseits die Stiftung befürwortet worden war, bemühte sich Albrecht um die wirtschaftliche Ausstattung, deren betreffende Schriftstücke aus der Kanzlei überwiegend in deutscher Sprache abgefasst wurden. Matthäus Hummel – Mediziner, Philosoph und Rechtsgelehrter, von Albrecht zum ersten Rektor der neu gegründeten Universität bestellt – wurde für das Ansuchen um Inkorporation der jeweiligen Pfründen zu den Bischöfen geschickt.

Im Dezember 1456 hatte Friedrich III. in einer deutschsprachigen Urkunde die Universitätsgründung – vor allem hinsichtlich des Studiums des römischen Rechts – sehr begrüßt und „damit erstmals in der Geschichte der deutschen Universitäten eine kaiserliche Privilegierung vorgenommen“ (Schiewe 1996: 143). Eine Landesuniversität wie jene in Freiburg bedeutete letztendlich einen ideellen und materiellen Besitztitel des Hauses Habsburg. Albrecht war auf gut geschulte Beamten, Lehrer, Geistliche, Ärzte und andere angewiesen, zugleich konnte der Landesherr damit seine politische, kulturelle und wirtschaftliche Unabhängigkeit von angrenzenden Gebieten beweisen. Während in Salzburg

Erzbischof Burkhard von Weißpriach mit dem letztendlich nicht konkretisierten Gedanken spielte, im Gebäude des Klosters St. Peter eine Hochschule einzurichten, trat neben die *Alma Mater Rudolphina* im September 1457 als zweite habsburgische Hochschule die Universität im vorderösterreichischen Freiburg (vgl. Niederstätter 2004: 380).

Der offizielle Gründungsakt erfolgte von Albrecht in Form eines deutschsprachigen Stiftungsbriefts, der in Hans Gerbers Urkundenanhang nachzulesen ist (vgl. Gerber 1957). Da Albrechts Dotationen teilweise rechtswidrig waren bzw. zunächst nicht realisiert werden konnten und da ebenso wenig Räumlichkeiten wie Lehrer vorhanden waren, wurde der Lehrbetrieb erst 1460 aufgenommen (vgl. Mertens 2007: 34). Wenngleich die an den Wiener Hof angelehnte Kanzleipraxis das Deutsche bevorzugte, erfolgte der erste Repräsentationsakt des Rektors im Freiburger Münster in lateinischer Sprache (vgl. Schiewe 1996: 147).

Was den Lehrbetrieb betrifft, so kann er in den Anfängen als überschaubar bezeichnet werden – genügend Personal fand man lediglich an der Artistenfakultät, die in ihrer propädeutischen Funktion aber eine wichtige Stellung einnahm. Auf Verwaltungsebene wurde durchwegs die deutsche Sprache benutzt, während das akademische Innenleben von Latein geprägt war. Wie Mayer in seinem kulturgeschichtlichen Beitrag über das Freiburger Studentenleben schrieb, wurden Studenten selbst innerhalb der Bursen dazu angewiesen, sich stets der lateinischen Sprache zu bedienen. Abweichungen davon waren strengstens verpönt und mit Bestrafung verbunden (vgl. Mayer 1926: 59).

Als herausragende Gelehrte, die sich an der Albertina in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in ihren Werken der deutschen Sprache bedienten, können Ulrich Zasius und Heinrich Glarean angeführt werden. Zasius war Jurist, lehrte ab 1506 an der Universität Recht und näherte sich durch explizit humanistischen Einfluss authentischen Rechtsquellen textkritisch. Sein bedeutendstes Werk war die Abfassung des in fünf Teile und etliche Unterkapitel gegliederten Freiburger Stadtrechts, die *Nüwe Stattrechten und Statuten der loblichen Statt Fryburg im Prysgow gelegen*, welches 1520 erschien (vgl. Schiewe 1996: 166). Glarean war seit 1529 als Professor für Poesie an der Albertina tätig, nachdem er kurz zuvor das protestantische Basel gemeinsam mit Erasmus von Rotterdam in Richtung Freiburg verlassen hatte (vgl. Mack 1992: 227). Noch 1527 hatte Erasmus in einem Brief an den polnischen Theologen Johannes a Lasco über das Wirken Glareans geschrieben: „Glarean ist der einzige, der hier die Fahne der Wissenschaft hochhält. [...] Die anderen sind zwar gelehrt, haben aber kaum sechs Hörer, und auch das nicht immer. Glarean hat sechzig, und die Zahl nimmt täglich zu“ (Erasmus von Rotterdam 1956: 396). Dies schien sich in Freiburg wiederholt zu haben, da er von der Universität aufgrund des

großen Zulaufs an Studenten zu seinen Vorlesungen zweimal die Möglichkeit bekam, in der Universitätsaula zu lesen (vgl. Fritzsche 1890: 56). Seine Beiträge zur Musiktheorie und Musikpädagogik, die in seinem Hauptwerk, dem *Dodekachordon* von 1547, gipfelten, wurden zehn Jahre später unter seiner Mitarbeit auszugsweise sowie mit zahlreichen Notenbeispielen ins Deutsche übertragen. *Vß Glareani Musick ein vßzug* sollte jenen sein Musikverständnis näherbringen, die „der Latinische sprach nitt gantz vnderricht- und denocht zu Gotz eer vnnd lob ergeben- [...]“ (Glarean 1557: 1) waren.

War die Ausbreitung des (lutherischen) Protestantismus in den ersten Jahren in Freiburg auf Annahme gestoßen, so setzte ab dem Wormser Edikt von Kaiser Karl V. die Rekatholisierung ein. Auf Druck des jungen Erzherzogs Ferdinand I. ließ die Universität keine Wittenberger Studenten mehr zur Immatrikulation zu. Somit verblieb Freiburg gegenüber Heidelberg (1538), Basel (1532) und Tübingen (1534) als einzige katholische Universität im deutschsprachigen Südwesten (vgl. Schiewe 1996: 168 f.). 1540 hatte Papst Paul III. mit einer Bulle den von Ignatius von Loyola gegründeten Jesuitenorden bestätigt, der binnen kurzer Zeit zum institutionalisierten Bollwerk der Gegenreformation aufstieg. Im Zuge der Rekatholisierung forderte Erzherzog Ferdinand II. 1577, wie zuvor in Ingolstadt die Eingliederung der Jesuiten in die Freiburger Universität vorzunehmen und ein Kollegium zu errichten. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist der Widerstand von Jodocus Lorichius (vgl. im Folgenden Braun 2004: 42 f.). Der von den Schriften Erasmus' geprägte Theologe lehrte in Freiburg ab 1574 Theologie und hinterließ ein theologisches Œuvre im Umfang von über 50 Monografien, die ihn weit über Freiburg hinaus bekannt machten. Darunter befanden sich seit Anbeginn seiner Lehrtätigkeit auch Werke in deutscher Sprache – so *Kurtzer begriff Dem rechten / Einigen / vnßfällbaren eigenschafften vnnd warzeichen / der Kirchen Gottes* (1579), *Von Warzaichen der Kirchen Gottes. Und Dem grossen abfall der jetzt schwebenden Secten* (1585) oder *Aberglaub Das ist / kurzlicher Bericht / Von verbotenen Segen / Arzneyen / Künsten / vermeintem Gottsdienst / und andern spöttlichen Beredungen* (1593). Bereits die Titel kündigen den gewünschten Gehalt seiner Schriften an: Nach einem altbekannten Befund Conrad Bursians begann in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Greisenalter des deutschen Humanismus. An „[...] die Stelle der warmen Begeisterung für das classische Alterthum ist das hitzige Fieber des Religionskampfes getreten“ (Bursian 1883: 219). Inmitten der dogmatischen Grenzziehungen zwischen Katholizismus und Reformation galt es, mit kurzen deutschsprachigen Traktaten den religiösen Sinngehalt der wahren Kirche an eine möglichst breite Leserschaft zu vermitteln. Diesbezüglich untermauerte Lorichius sein Eintreten für die katholische Reform, wenn er in der Vorrede von 1579 eine Profilierung durch Abgrenzung (vgl. Braun 2004: 45) ankündigte:

Weyl aber die selben Bücher nit jederman zu lesen fürkommen / auch sonst allerley zusatz haben / durch welche den einfeltig leser etwan verhindert und unlustig wirdt / derwege ich dyses tractätlin / auß etlichen alten und newen der Kirche Gottes wahrhaftigen lehreren / auffß kurzest und allein von den eigenschafften und warzeychen der Kirchen Gottes / ohne besondere und hiehar nit dienliche außlegungen / beide zu Latein und Teutsch / auss gutherziger begeren beschriben / und in besondere Capitel und Taflen außgefaßt / damit mäniglich gleich sehen und greiffen möge / in welchen stucken oder articulen / die jezige Secten von der Kirche Gottes abgefallen [...] (Lorichius 1579: Vorred).

Sich bei allem Eintreten für den rechten Glauben aber in puncto Studienordnung, Bestellung von Lehrkörpern und Verwaltung den Jesuiten unterzuordnen, würde inmitten der habsburgisch-gegenreformatorischen Bestrebungen einen deutlichen Autonomieverlust für die Universität bedeutet haben. So widersetzte sich Lorichius 1577 als damaliger Dekan der theologischen Fakultät dem Wunsch Ferdinands, ein jesuitisches Kollegium in Freiburg einzurichten, indem er ihm einen Brief in deutscher Sprache schickte, worin er Gründe für die ablehnende Haltung anführte (Schiewe 1996: 170 f.). Er argumentierte unter anderem, dass die Universität „ihrer Bestimmung und ihren Freiheiten nach keine Lehrer aufnehmen [könne], welche einem Orden verpflichtet seien; sondern ihre Professoren müssten freie Männer sein, welche der Anordnung und dem Gefallen der Universität allein, ohne Jemands Einrede, zu gehorchen hätten“ (zit. n. Schreiber 1859: 309). Das Vordringen der Jesuiten konnte damit lediglich verzögert werden: 1620 wurde durch die Übernahme der Artistenfakultät und von Teilen der theologischen Fakultät der jesuitische Lehrplan der *ratio studiorum* eingeführt und bis in das beginnende 18. Jahrhundert maßgebend.

2.3 Universität Graz

Bereits unter Ferdinand I. waren seit Mitte des 16. Jahrhunderts bildungspolitische Versuche unternommen worden, neben der Sanierung der Wiener Universität auch in Graz die Weichen für eine Universitätsgründung zu stellen. Im Vergleich zum vorderösterreichischen Freiburg hatte die katholische Religionspolitik der Habsburger in der innerösterreichischen Steiermark mit erheblichen Widerständen der protestantischen Landstände zu kämpfen. Unter Erzherzog Karl II. kamen konkretere Bestrebungen in Gang, den Katholizismus gegenüber den steirischen Landständen zu stärken. Die Gründung eines Jesuiten-Collegiums von 1573 an forcierte dieses Vorhaben – die Gründung einer eigenen Universität war nicht nur ein Prestigeobjekt wie von so vielen Landesfürsten, sondern stellte eine konsequente Weiterentwicklung der gegenreformatorischen

Bestrebungen dar, wofür einzutreten die Gesellschaft Jesu sehr willkommen war.

Karl plante nach mittelalterlichem Vorbild ein *studium generale* mit vier Fakultäten unter dem permanenten Rektorat der Jesuiten (vgl. Höflechner 2009: 3). Am 20. Dezember 1584 richtete er ein diesbezügliches Schreiben an Papst Gregor XIII., der seinerseits während seiner Amtszeit durch großzügige Zugeständnisse seine Gönnerschaft für den noch jungen Orden bezeugte (vgl. Krones 1886: 236). Wenngleich viele Umstände gegen die Gründung sprachen – das durch den Papst auch in der Steiermark verursachte Wirrwarr der Kalenderumstellung, die Auseinandersetzung mit den Türken, das erneute Auftreten der Pest sowie die Konkurrenz zur Wiener Universität –, wurde infolge der Bestrebungen des Jesuitenordens dem Wunsch des Landesfürsten entsprochen und durch die Zusprache des Papstes die Gründungsurkunde offiziell am 1. Jänner 1585 ausgestellt. Graz wurde somit nach Olmütz (1573) zur zweiten Jesuitenuniversität des Habsburgerreiches (Berger 2001: 9). Während der Erzherzog für die gesicherte Dotierung sorgte, bedeutete die Errichtung einer Grazer Hochschule für seinen Neffen, Kaiser Rudolf II., eine unwillkommene Konkurrenz zur Universität in Wien. Dahingehend lässt sich der kaiserliche Einfluss begründen, als die Universität erst spät eine Bestätigung durch ihn erfuhr und im Lehrbetrieb auf die juristische Fakultät verzichten musste.

Die strikte Bildungspolitik der Societas Jesu übernahm im Sinne der seit 1599 geltenden, dogmatischen *ratio studiorum* die Gestaltung des Lehrbetriebs mit den aus dem Spätmittelalter übernommenen Unterrichtsmethoden für die kommenden zwei Jahrhunderte. So überrascht es wenig, dass Johannes Kepler, der 1616 in Linz seine Arbeit *Nova Stereometria dolorium* ins Deutsche übertrug, um mit *Außzug auß der Vralten Messe Kunst Archimedis* den Rauminhalt von Fässern zu bestimmen, in den 1590er-Jahren als Mathematiker nicht an der Universität, sondern an der protestantischen Stiftsschule in Graz unterrichtete (vgl. Rossi 1997: 108). Die für jegliches Studium erforderliche Beherrschung des Lateinischen wurde sowohl als Lehr- als auch als Umgangssprache an der Universität benutzt. Griechisch und Hebräisch wurden ebenfalls unterrichtet, wenngleich nur an der theologischen Fakultät stärker forciert. Das bis Anfang des 18. Jahrhunderts gedruckte wissenschaftliche Schrifttum bezog sich neben den apologetischen Schriften aus der Theologie vorwiegend auf Übersetzungen und Neuausgaben (vgl. Höflechner 2009: 16).

Den größten Wirkungsbereich erfuhr die deutsche Sprache bei Theateraufführungen, die entlang der Festzeiten des Kirchenjahres in Form von Passions-, Weihnachts-, Sakrament- und weiteren Spielen seit der Gründungszeit der Universität eine ansteigende Anziehungskraft auf die oftmals vorwiegend protestantische Zuschauermenge ausübte (vgl. Höflechner 2009: 20). Die Jesui-

ten benutzten das Theater, um ihre Prinzipien der Erziehung und Bildung auf der Bühne in Szene zu setzen. So konnten etwa Lebensläufe berühmter Heiliger exemplarisch nacherzählt werden, während zugleich Appelle, das Studium ernst zu nehmen und mit Eifer zu betreiben, sowie Bildungsinhalte im Verhältnis zur Religion einen antiken Anklang erkennen ließen: dass nur der geistig gebildete Mensch im katholischen Sinn moralisch gut sei (vgl. Rädle 2000: 131–138). Neben der Erlernung lateinischer Texte, die als Weiterführung der humanistischen Sprach- und Literaturideologie mit Vehemenz in die Studienordnung übernommen wurde, musste das Jesuitentheater mit der Ausweitung des Zuschauerkreises auf Mitglieder des Hofes wie des Adels die deutsche Sprache zur besseren Verständlichkeit miteinbeziehen – zunächst bei Fastnachtsskomoedien, später in Form von zweisprachig verwendeten Inhaltsangaben sowie Rollen- und Personenverzeichnissen (vgl. Krones 1886: 343).

Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgte mit dem Ansteigen der Kritik am Lehrbetrieb der Jesuiten, die sich den naturwissenschaftlichen Neuerungen mit großteils zunehmend ablehnender Haltung näherten, der Übergang in die Einflussosphäre des Staates. Mit der Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XIV. sowie mit der Begründung der allgemeinen Schulordnung durch Maria Theresia erfolgte eine bildungspolitische Neuausrichtung. Es fällt in diese Zeit, dass Lehrpersonen wie Karl Scherffer oder Franz Xaver Gmeiner begannen, moderne naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu vermitteln und diese zudem in der deutschen Sprache zu publizieren. Scherffer war selbst Jesuitenzögling gewesen und hatte unter anderem in Graz Philosophie studiert. Ende der 1740er Jahre, als er an der Universität bereits Mathematik und Physik lehrte, wurde er zusätzlich Leiter der Sternwarte und beschäftigte sich als einer der ersten Gelehrten im Habsburgerreich mit den Werken Isaac Newtons (vgl. Acham 2007: 97). Vermutlich aufgrund von finanziellen Engpässen für die Sternwarte wechselte Scherffer 1750 an die Universität nach Wien, wo er seine Newton-Studien fortführte und Lehrbücher in deutscher Sprache publizierte – unter anderem: *Abhandlung von den zufälligen Farben* (1765) oder die Übersetzung der *Abhandlung von den verbesserten Dioptrischen Fernröhren* (1765) des bedeutenden kroatischen Jesuiten, Physikers und Mathematikers Rugjer Josip Bošković (vgl. Ullmaier 2005: 179). Gmeiner hatte in Graz Theologie studiert und war 1783 zum Professor für Kirchengeschichte ernannt worden, ehe er 1788/89 die für Österreich erste Philosophiegeschichte in deutscher Sprache verfasste: *Litterargeschichte des Ursprungs und Fortganges der Philosophie* (vgl. Wimmer 1992: 116–119). Im zweiten Band kam Gmeiner auf den Studienplan zu sprechen und vermerkte bezüglich der Vor- und Nachteile der Verwendung der Volkssprache in den Wissenschaften:

Was aber die österreichische Philosophie der Epoche machenden Regierung Josephs vorzüglich zu danken hat, ist dieses: daß sie [...] aus der Sphäre der Katheder in die Sphäre

des Lebens versetzt wurde; eine Verfügung, die wir [...] dem alles umfassenden Geiste des Freiherrn Van Swieten zu verdanken haben. Dieser würdige Präsident der wienerschen Hofstudienkommission, überzeugt von dem wohlthätigen Einflusse der Philosophie, [...] bewirkte, daß sie nicht mehr in das Kleid Laziens eingehüllet, sondern in deutscher Tracht erscheinen solle; indem schon seit drei Jahren in den Erbstaaten die philosophischen Vorlesungen in der Muttersprache abgehalten werden, welches zu gleicher Zeit auch in Betreff der juridischen als medizinischen Kollegien verordnet wurde (Gmeiner 1789: 96 f.).

Gmeiner sprach an dieser Stelle das Hofdekret Kaiser Josephs II. von 1784 an, das – unter anderem – den Wechsel der Unterrichtssprache von Latein zu Deutsch an den Universitäten des Habsburgerreiches angeordnet hatte. Während in umfassenden Krisen- und Umbruchszeiten infolge des Auftretens einer Seuche oder aufgrund von konfessionsbedingten Spannungen sprachliche Wissenschafts- und Gelehrtenstrukturen auf die Probe gestellt wurden, um die Gesundheit zu schützen oder die jeweilige Religiosität zu sichern und neu zu definieren, hatte das pragmatische Sprachedikt für Graz ebenso wie für Wien und Freiburg Gültigkeit. Es entsprach im deutschen Sprachgebiet dem Charakter des ausgehenden 18. Jahrhunderts: Latein begann, als *lingua franca* europäischer Wissenschaft den Rückzug zugunsten der deutschen Sprache anzutreten. Lohnenswert wäre diesbezüglich ein ergänzender Beitrag zu den habsburgischen Universitäten in Olmütz (1573), Innsbruck (1689) oder auch Salzburg (1622), das zwar erst nach dem Auftreten Napoleons in das Kaisertum Österreich eingegliedert wurde, doch seit der Gründerzeit gewissermaßen zum Einzugsgebiet des Habsburgerreiches gehört hatte.

Literatur

- Acham, Karl (Hrsg.) (2007): *Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation*. Wien u. a.: Böhlau.
- Berger, Harald (2001): Zur frühen Philosophielehre an der Grazer Jesuitenuniversität. Mit einem Anhang zum Inhalt eines Grazer Philosophiekurses von 1603–1605. In: Thomas Binder u. a. (Hrsg.), *Bausteine zu einer Geschichte der Philosophie an der Universität Graz* (= Studien zur österreichischen Philosophie, Bd. 33). Amsterdam/ New York: Editions Rodopi B. V., 7–74.
- Bezold, Friedrich von (1883/1959): *Konrad Celtis. Der deutsche Erzhumanist*. NachDr. der Ausg. München 1883. Darmstadt: WBG.
- Braun, Karl-Heinz (2004): Der Freiburger Theologieprofessor Jodocus Lorichius (1540–1612) – Spuren des Humanismus bei einem konfessionellen Theologen. In: *Freiburger Diözesan-Archiv* 124 (3), Bd. 56, 41–60.
- Bursian, Conrad (1883): *Geschichte der classischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Erste Hälfte. München/Leipzig: Oldenbourg.

- Celtis, Konrad (1881): *Fünf Bücher Epigramme*. Herausgegeben von Karl Hartfelder. Berlin.
- Erasmus von Rotterdam (1956): *Briefe*. Verdeutscht und herausgegeben von Walther Köhler. Erweiterte Neuauflage von Andreas Flitner. 3. Auflage. Bremen: Carl Schünemann.
- Fritzsche, Otto Fridolin (1890): *Glarean. Sein Leben und seine Schriften*. Frauenfeld: Huber.
- Gerber, Hans (1957): *Der Wandel der Rechtsgestalt der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau seit dem Ende der vorderösterreichischen Zeit. Ein entwicklungsgeschichtlicher Abriß*. Bd. 2: *Urkunden-Anhang*. Freiburg im Breisgau: Albert.
- Gierl, Martin (2012): Wissenschaftssprache. In: Friedrich Jaeger (Hrsg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*. Bd. 15. Im Auftrag des kulturwissenschaftlichen Instituts (Essen) und in Verbindung mit den Fachwissenschaften herausgegeben. Stuttgart/Weimar: Metzler, Sp. 85–93.
- Glarean, Henricus Loriti (1557): *Vß Glareani Musick ein vßzug / mit verwilligung vn hilff Glareani / allen Christenlichen kilchen vn Göttlich gsang ze lernen / ouch zu verstan gantz nützlich vn denen zu hilff / so der Mathematick vn villicht der Latinschen sprach nitt gantz vnderricht*. Basel.
- Gmeiner, Franz Xaver (1789): *Litterargeschichte des Ursprungs und Fortganges der Philosophie, wie auch aller philosophischen Sekten und Systemen*. Bd. 2: Von den Schicksalen der Philosophie nach Christi Geburt. Graz.
- Grössing, Helmuth (1985): Die Wiener Universität im Zeitalter des Humanismus von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. In: Günther Hamann, Kurt Mühlberger & Franz Skacel (Hrsg.), *Das alte Universitätsviertel in Wien, 1385–1985* (= Schriftenreihe des Universitätsarchivs, 2. Band). Wien: Universitätsverlag für Wissenschaft und Forschung, 37–46.
- Grössing, Helmuth (2010): Die Lehrtätigkeit des Konrad Celtis in Wien. Ein Rekonstruktionsversuch. In: Kurt Mühlberger & Meta Niederkorn-Bruck (Hrsg.), *Die Universität Wien im Konzert europäischer Bildungszentren. 14.–16. Jahrhundert* (= Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Bd. 56). Wien: Böhlau, 223–234.
- Hodermann, Richard (1891): *Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts*. Friedrichroda.
- Höflechner, Walter (2009): *Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz. Von den Anfängen bis in das Jahr 2008* (= Universität Graz: Allgemeine wissenschaftliche Reihe, Bd. 1). Unter Mitarbeit von Ingrid Maria Wagner und Alexandra Wagner. 2., verb. u. erw. Aufl. Graz: Leykam.
- Huber-Rebenich, Gerlinde (2006): Neue Funktionen der Dichtung im Humanismus? In: Thomas Maissen & Gerrit Walther (Hrsg.), *Funktionen des Humanismus. Studien zum Nutzen des Neuen in der humanistischen Kultur*. Göttingen: Wallstein, 49–75.
- Katschnig, Gerhard (2016): Geschichte der Kulturwissenschaft III: Zwischen Humanismus und Renaissance. In: *Kultursociologie* 25 (1), 55–67.
- Klein, Wolf P. (2011): Deutsch statt Latein! Zur Entwicklung der Wissenschaftssprachen in der frühen Neuzeit. In: Wieland Eins, Helmut Glück & Sabine Pretschner (Hrsg.), *Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprache in Geschichte und Gegenwart* (= Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, Bd. 8). Wiesbaden: Harrassowitz, 35–48.
- Krones, Franz (1886): *Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz*. Graz: Verl. der Karl Franzens-Univ.
- Lorichius, Jodocus (1579): *Kurtzer begriff Dern rechten / Einigen / vnfälbaren eigenschafften vnnd warzeichen / der Kirchen Gottes: Mit gegen verzeichnuß des erschrocklichen abfals*

- von der selbigen / aller jetz schwebenden Secten / fast nützlich und lustig zulesen.
Freyburg.
- Mack, Hans-Hubertus (1992): *Humanistische Geisteshaltung und Bildungsbemühungen. Am Beispiel von Heinrich Loriti Glarean (1488–1563)* (= Zugl.: Augsburg, Univ., Diss., 1991). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Mayer, Hermann (1926): *Die alten Freiburger Studentenbursen* (= Beiheft zur Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichts-, Altertums- u. Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften, 3). Freiburg im Breisgau: Bielefeld.
- Mertens, Dieter (2007): Von der Supplik zur Eröffnungsfeier. Das Gründungsjahr fünfzig der Universität Freiburg. In: Dieter Mertens & Heribert Smolinsky (Hrsg.), *550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg*. Bd. 2: *Von der hohen Schule zur Universität der Neuzeit*. Freiburg/München: Karl Alber, 11–45.
- Müller, Gernot Michael (2001): *Die ‚Germania generalis‘ des Conrad Celtis*. Studien mit Edition, Übersetzung und Kommentar (= Frühe Neuzeit, Bd. 67). Tübingen: Niemeyer.
- Nardi, Paolo (1993): Die Hochschulträger. In: Walter Rüegg (Hrsg.), *Geschichte der Universität in Europa*. Bd. 1: *Mittelalter*. München: C. H. Beck, 83–108.
- Niederstätter, Alois (2004): *Das Jahrhundert der Mitte. An der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit* (= Österreichische Geschichte, 1400–1522, herausgegeben von Wolfram Herwig). Wien: Ueberreuter.
- Paulsen, Friedrich (1919): *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart*. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 3., erw. Aufl. Bd. 1. Leipzig: Veit & Comp.
- Plieger, Cornelia (2012): Repräsentation und Memoria – Conrad Celtis und sein Epitaph im Wiener Stephansdom. In: Helmut Grössing (Hrsg.), *Renaissance-Humanismus, Naturwissenschaften und universitärer Alltag im 15. und 16. Jahrhundert* (= Schriften des Archivs der Universität Wien, 15). Göttingen: V&R unipress, 183–206.
- Pörksen, Uwe (1986): *Deutsche Naturwissenschaftssprachen. Historische und kritische Studien* (= Forum für Fachsprachen-Forschung, Bd. 2). Tübingen: Narr Verlag, 42–71.
- Rädle, Fidel (2000): Gegenreformatorischer Humanismus: Die Schul- und Theaterkultur der Jesuiten. In: Notker Hammerstein & Gerrit Walther (Hrsg.), *Späthumanismus. Studien über das Ende einer kulturhistorischen Epoche*. Göttingen: Wallstein Verlag, 128–147.
- Rexroth, Frank (1992): *Deutsche Universitätsstiftungen von Prag bis Köln. Die Intentionen des Stifters und die Wege und Chancen ihrer Verwirklichung im spätmittelalterlichen deutschen Territorialstaat* (= Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, Heft 34). Köln u. a.: Böhlau.
- Rossi, Paolo (1997): *Die Geburt der modernen Wissenschaft in Europa*. Deutsch von Marion Sattler Charnitzky und Christiane Büchel. München: C. H. Beck.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswechsel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch* (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 167). Tübingen: Niemeyer.
- Schreiber, Heinrich (1859): *Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau*. II. Teil: Von der Kirchenreformation bis zur Aufhebung der Jesuiten. Freiburg: Franz Xaver Wangler.
- Slattery, Sarah (2005): Astrologie, Wunderzeichen und Propaganda. Die Flugschriften des Humanisten Joseph Grünpeck. In: Klaus Bergdolt (Hrsg.), *Zukunftsvoraussagen*

- in der Renaissance* (= Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung, 23). Wiesbaden: Harrassowitz, 329–348.
- Uiblein, Paul (1999): *Die Universität Wien im Mittelalter. Beiträge und Forschungen* (= Schriftenreihe des Universitätsarchivs, Universität Wien, 11. Band). Wien: WUV.
- Ullmaier, Hans (2005): *Puncta, particulae et phaenomena. Roger Joseph Boscovich und seine Naturphilosophie*. Laatzten: Wehrhahn.
- Walter, Tilmann (2003): Die Syphilis als astrologische Katastrophe. Frühe medizinische Fachtexte zur »Franzosenkrankheit«. In: Dieter Groh (Hrsg.), *Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert* (= Literatur und Anthropologie, 13). Tübingen: Narr Verlag, 165–186.
- Weimar, Klaus (1989): *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. München: Fink.
- Wimmer, Franz M. (1992): Philosophiegeschichte in Österreich nach 1750. In: Michael Benedikt (Hrsg.), *Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Österreichische Philosophie zur Zeit der Revolution und Restauration (1750–1820)*. Wien: Turia & Kant, 92–161.
- Wolf, Jürgen (2008): *Buch und Text. Literatur- und kulturhistorische Untersuchungen zur volkssprachigen Schriftlichkeit im 12. und 13. Jahrhundert* (= Hermaea. Germanistische Forschungen. Neue Folge, Bd. 115). Tübingen: Niemeyer.
- Wolf, Klaus (2006): *Hof – Universität – Laien. Literatur- und sprachgeschichtliche Untersuchungen zum deutschen Schrifttum der Wiener Schule des Spätmittelalters* (= Wissenskultur im Mittelalter, Bd. 45). Wiesbaden: Reichert.
- Wolf, Klaus (2015): „Durch den nutz willen seines volkes“. Die Anfänge einer deutschen Wissenschaftssprache im Spätmittelalter. In: Michael Szurawitzki u. a. (Hrsg.), *Wissenschaftssprache Deutsch – international, interdisziplinär, interkulturell*. Tübingen: Narr Verlag, 113–122.